



Ihr Frauen.

Ihr Frauen, deren Blut im Volke ruht,
nähet ihr den Frieden auf, schirmt ihr das Land!
Ihr hallet eure Kinder an der Hand; —
Ihr führt sie in die Zukunft. Führt sie gut!

Laßt ihre Augen über Grenzen sehn,
dort, wo sich andre auf den Feldern mühen,
wo andre an der reichen Welt ergötzen,
laßt eure Kinder schauen — und verstehen.

Lehrt sie die kleinen Hände juchend heben
und andre Hände brüderlich umfassen,
lehrt sie nicht schmeicheln, — aber auch nicht hassen.
Lehrt sie nur lieben, denn auch dort blüht Leben.

Lehrt sie die Früchte dankbereit empfangen,
die schwellend über allen Mauern schweben,
lehrt sie aufnehmen, — und auch willig geben
vom eignen jugendlichen Blütenprangen.

Ihr Frauen, laßt die Kinder sich gefallen!
Laßt ihre Hände sich zum Strome schließen,
laßt solchen Strom um alle Grenzen fließen,
und seht dann, wie die so vereinten Wellen
um Fremdes wie um Eignes schirmend schwellen.

Erna Grautoff.

Die Staatslehre des preussischen Feudalkonservatismus.

Von Heinrich Cunow.

In ihrem Kampf für die sogenannten monarchischen Grundlagen des preussischen Staates, den die konservative Presse zurzeit gegen die Demokratisierung der preussischen Verfassung führt, beruft sie sich immer wieder auf die Staatslehre des konservativen Rechtsphilosophen Friedrich Julius Stahl. Und tatsächlich sind alle von den führenden konservativen Blättern gebrauchten Argumente, soweit sie über das bloße Gerede von der Erschlitterung des Thrones und der Verletzung der Kronrechte hinausgehen, der „christlich-sittlichen“ Staatslehre Stahls, eines zum Protestantismus übergetretenen Juden, entlehnt. Die geschichtliche und rassistische der Feudalkonservatismus auch meist seine politischen und wirtschaftlichen Interessen in Preußen zu vertreten verstanden hat, zur theoretischen Begründung seiner Interessenpolitik reichste seine Intelligenz nicht aus. Diese Begründung mußte ihm von einem getauften Hebraeum geliefert werden. Eine eigenartige Ironie der Geschichte.

Das Hauptwerk Stahls, in dem er am gründlichsten seine staatsrechtlichen Auffassungen niedergelegt hat, ist seine zuerst 1830/37 in Heidelberg erschienene „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht“, deren dritte Abteilung die Staatslehre und die Prinzipien des Staatsrechts enthält.

Stahl ist kein origineller Denker und seine Rechtsphilosophie kein Originalwerk. Ueberall lehnt er sich an frühere, monarchische Staatsrechtstheoretiker an und übernimmt deren Ausführungen; aber er weiß diese, indem er bestimmte Deduktionen als Binde- und Vermittlungsglieder einschleibt, geschichtliche den politischen Bedürfnissen des preussischen Feudaladels anzupassen. Das Ziel, was er damit verfolgte, ist, den Ueberlieferungen der großen französischen Revolution, die damals auch in Deutschland die politische Volksbewegung stark beeinflussten, entgegenzutreten und der Lehre von der Volkssouveränität die Lehre vom ewigen Recht der Könige gegenüberzustellen. Er ist ein konsequenter Verteidiger jener Staatsform, die man am richtigsten als autoritärer Obrigkeitstaat bezeichnet. Die Nation gilt ihm nur als eine Summe von Gehorchenden, und der sogenannte Volkswille findet nach seiner Auffassung überall seine Schranke an der Autorität des Königs, der von Gott eingesetzt ist, „damit eine Herrschaft über den Menschen bestehe“.

Um das zu erreichen, macht Stahl sich seine besondere Theorie von der Entstehung des Staates, den er nach alter Methode kurzweg mit der Gesellschaft identifiziert, und von der Entstehung des Königtums zurecht. Nach älterer Auffassung beruht der Staat (die Gesellschaft) auf einem Gesellschaftsvertrag.

Wir finden diese Ansicht schon bei Aristoteles. Sie beherrscht die ganze Staatstheoretik des Mittelalters bis in die jüngste Zeit der bürgerlichen Revolutionen hinein. Gar zu bequem ließ sich aus der Lehre, daß die Einzelnen oder auch die Familienhäupter sich vertragmäßig zu einer Gesellschaft zusammenschlossen, eine Regelung ihres Zusammenlebens vorgenommen und als deren Hüter einen König bestellt haben, die schöne Folgerung ableiten, daß die Staatshoheit und demnach auch die Gewalt beim Volke liege und der König nur dessen Beauftragter sei. Zwar hatte diese Lehre vom Gesellschaftsvertrag einen stark demokratischen Nebengeschmack, denn danach sind alle Vertragsschließer ursprünglich gleichberechtigt gewesen und demnach die politischen Vorrechte einzelner Stände eine widerrechtliche Usurpation; aber schon die calvinistischen Monarchomachen (Monarchenbekämpfer) des

16. Jahrhunderts, an ihrer Spitze Hubert Bouquet, mußten dieser Folgerung zu entgegen, indem sie das Volk als eine unverständige, turbulente Masse bezeichneten, die zu ihrer Leitung der Ephoren oder Patriarchen bedürfe. Als solche natürliche gottgegebene Patriarchen wurden dann der Adel und die Leiter der Landschaften, Städte, Korporationen bezeichnet.

Nach demselben Rezept verfaßten die bürgerlichen Staatstheoretiker Englands, indem sie, wie schon George Buchanan (1579) und John Milton (1659) in ihren staatsrechtlichen Schriften unter dem Begriff Volk lediglich das wohlhabende Bürgertum (Buchanan nennt die „Führer des Großbürgertums“, „Patriarchen“) verstehen und im damaligen englischen Privilegien-Parlament eine „wahre Volksversammlung“ erblicken, oder aber die „blinde, dumme Masse“ für unfähig zur Vertretung ihrer politischen Rechte erklären und deren Ausübung an einen bestimmten Vorgesetzten, Statthalter oder, wie später auch Kant, an die sogenannte politische Selbstständigkeit knüpfen.

Gegenüber diesen Theoretikern der Volkssouveränität leiten schon im sechzehnten Jahrhundert die Vertreter des monarchistischen Prinzips die Königsämter aus dem Patriarchat ab. Sie erklärten die Könige für Nachkommen und Erben der alten Familienpatriarchen oder für von Gott eingesetzte Volkshäupter. Als Beweis dafür berufen sie sich auf das alte Testament.

Nach diesem alten staatsrechtlichen Rezept verfährt auch Herr Stahl, der große Staatsrechtstheoretiker des Feudalkonservatismus. Er leitet einfach die Königsherrschaft aus dem alten Familien- und Stammespatriarchat ab, und beruft sich dann dafür, daß das Königtum von Gott ist, kurzweg, indem er die Bibel als Gottes Offenbarung unterstellt, auf den Römerbrief, Kap. 13, wo es bestimmt heißt: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist seine Obrigkeit, wie von Gott. Wo aber Obrigkeit ist, ist sie von Gott verordnet.“

Ist aber die Obrigkeit von Gott verordnet, so ist sie, schließt Stahl weiter, „eine göttliche Fügung“, ihr Recht göttliches Recht, und zwar heißt das nicht bloß, daß der Staat Gottes Gebot sei, sondern auch, daß überall die bestimmte Verfassung und die bestimmten Personen der Obrigkeit Gottes Sanktion haben.“ Und auf Grund dieser Konstitution des monarchischen Staates als einer „göttlichen Institution“ vertritt er dann die völkische Zerteilung der Staatsgewalt in eine legislative und executive Gewalt, wie auch die Montesquieuische Dreiteilung in eine gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt, da sie seinem Begriff von königlicher Souveränität widerspricht, und unterstellt, daß der Inhalt der Staatsverwaltung „die Realisierung der sittlichen Ideen und verständigen Zwecke in und mittels der Tätigkeit der gehorchenden Menschen“ sei. Repräsentiere aber der Monarch den Staat, so sei er auch dessen Personifikation. Und nachdem er auf diese sophistische Weise den Monarchen als von Gott gesandten und bestellten Inhaber der Staatshoheit und Staatsgewalt, als Gottes Bevollmächtigten installiert hat, statet er ihn mit allen Rechten aus, die ihm nach seiner feudalaristokratischen Auffassung für einen preussischen König nötig erschienen: mit dem Recht der Heeresführung, des privaten Grundbesitzes, der grundherrschaftlichen Gewalt über den Staatsbesitz, der Legitimität und Erbfolge, dem Recht auf ein bestimmtes Einkommen (nicht bloß auf Einkommensgewährung vermittelt einer Zivilliste) usw. usw.

Indes so sehr Stahl den Monarchen als Vertreter des göttlichen Willens präsentiert, wählte er doch die landständischen Rechte der Feudalaristokratie und ihren Einfluß auf die Regierung sicherstellen. Er führt daher aus, daß, wenn der König auch seine Vollmacht von Gott habe, damit noch nicht notwendig gegeben sei, daß er „die volle Vollmacht über alles habe“, nämlich nicht über den Feudaladel. Auch die ständische Gewalt hätte ihre Schranken, aber nicht etwa am Volkswillen und Volkswohl, sondern an den gegebenen alten Gesetzen und dem unabhängigen Richteramt, bei höherer Verfassungsentwicklung auch noch an den Staatsämtern als notwendigen Mittelorganen und endlich bei der Landesvertretung (richtiger der Ständevertretung). Wie der Vertreter der bürgerlichen Staatslehre in Frankreich, Jean Bodin, in seiner Schrift „De la République“ (1577) die Rechte des ständischen Großbürgertums gegenüber dem absoluten Königtum dadurch zu sichern sucht, daß er den König für gebunden an die von ihm und seinen Vorfahren gewährten Privilegien, Schenkungen, Zugeständnisse und an das geerbene Steuerrecht erklärt, so bindet ihn Stahl an die Heiligkeit des alten Ständerechts.

Wichtiger als die Königsrechte sind ihm die Junkerrechte. Das hat Stahl zwar später in der Vorrede zur dritten Auflage seines Werkes (1854) bestritten. Er behauptete, nur dort solche Interessen der „Ritterschaft“ zu vertreten, die, wie jedes wahre Standesinteresse, zugleich die Interessen des Landes seien. Es sind das: ihr gebührender starker Anteil an der Landesvertretung, ihre Verwaltung der Ortspolizei (in der Volksausgabe Reimar Hobbing's ist dieser Satz fortgelassen. Warum?), die Ständigkeit ihres Grundbesitzes in den Familien... Aber Stahl gelten eben einfach die Junkerinteressen als identisch mit dem Landes- und Monarcheninteresse, wie er denn auch kurzweg in dieser dritten Vorrede behauptet, daß es gar keine Adelpartei (selbst nicht in der Periode der schwärzesten preussischen Reaktion) in Preußen gegeben habe, eine „Gefahr aristokratischer Verdrängung der allgemeinen Volksrechte“ gar, nicht existiere und ebenjo

wenig an die „Gefahr aristokratischer Verdrängung der ständischen Macht“ zu denken sei. Eine Behauptung, deren Wert nicht besser illustriert werden kann, als daß er gleichzeitig der preussischen Regierung vorwirft, ihr „Werben um Volksgunst“ sei eine schwere obrigkeitliche Verfühlung an der ihr von Gott verliehenen Autorität.

Tatsächlich gilt auch für Stahl die junkerliche Devise: „Und der König absolut, wenn er unseren Willen tut“. Das beweist am besten die Tatsache, daß er, so sehr er auch den König als Gottes Stellvertreter feiert, er ihm doch das Recht abpricht, seinem Volk weitgehende positive Freiheiten einzuräumen. So heißt es § 78:

„Zur Landesregierung gehört aber nicht bloß Erteilung von Rechten an einzelne (Verteilung von Bezirkeigen, von unwillkürlichen Beamten, Kontrahierung von Staatsschulden), sondern auch Erteilung von Rechten an das Land und Volk, Gewährung neuer Landesfreiheiten, Einführung einer neuen Verfassung. In dem allen, wie es zum Begriff der Staatslenkung gehört, hat der Souverän vollkommene Macht und ist nicht an den Willen des Nachfolgers gebunden. Eine Grenze besteht nur darin, daß die wesentlichen Rechte der ständischen Gewalt nicht veräußert werden dürfen, denn damit würde der Gegenstand des Gebührens entzogen, daher dem Erfolge nach dieses selbst bereitet.“

Der König darf also nicht eigenmächtig irgendwelche seiner Kronrechte aufgeben, auch nicht freiwillig. Er bedarf dabei der Zustimmung seiner agnatischen Verwandtschaft, wie denn auch nach Stahls Behauptung die Verfassung zurückzuführen hat hinter der „verfährten Übung“, dem alten ständischen Brauch. — Hat der Fürst einmal, freiwillig oder notgedrungen, eine Verfassung beschworen, so muß er sie auch halten — jedoch nur dann, wenn sie nicht „zur Anarchie, Unmöglichkeit aller Regierung, Gefahr des Untergangs nach außen oder innen geführt hat“. Glaubt der Monarch, daß solche Gefahr besteht, mag er seinen Eid brechen, und zwar hat dann die Rückkehr (das heißt, sofern die Ständevertretung zustimmt) zu den früheren Verhältnissen „kein Hindernis und keine Grenzen“. So verlehrt dann, wie Stahl (§ 91) versichert, durchaus nicht die übernommene Verbindlichkeit und den auf sie geleisteten Eid.

„Denn sie ist nicht gegen die Verfassung, sondern gemäß der Verfassung, und wo alle, die über die Verfassung des Landes zu bestimmen ein Recht haben (König und beide Kammern) einverstanden sind, kann keine Verbindlichkeit verletzt sein. — Sie verletzt nicht die Pflicht gegen die Verfassung als solche. Denn Pflicht schuldet man nur Rechtsverhältnissen und sittlichen Bänden, nicht aber einer Urkunde.“

Die vorstehenden Ausführungen genügen zur Charakterisierung der ständischen Staatslehre. Wenn noch heute die konservative Partei Preußens in dieser Staatsphilosophie die große theoretische Formulierung ihrer Staatsauffassung und ihrer politischen Wünsche erblickt, so beweist das nur, wie nötig es ist, daß endlich ihre Herrschaft in Preußen gebrochen wird.

Wir unehelichen Mütter!

Von Eilfriede Friede.

Solange wir unehelichen Mütter nicht selbst den Mut haben, unsere Mutterhaft vor aller Welt zu bekennen und zu verteidigen, solange können wir auch nicht von ihr die rechtliche Stellung für uns und unsere Kinder erlangen. Wir dürfen unsere Kinder nicht schamvoll vor der Welt verstecken, sondern müssen offen unsere Mutterpflichten ausüben und der Verantwortung, die wir uns aufgeladen, gerecht werden. Erst dann werden wir uns die Achtung aller vernünftiger Menschen — ich sage vernünftiger Menschen — erwerben und die Vorurteile, welche seither so gern in den Herzen der Menschen gewohnt haben, vernichten.

Dazu gehört natürlich Mut, viel Mut, Großzügigkeit und vor allem Selbstachtung. Und haben wir einmal den Mut dazu gefunden, so wollen wir ihn festhalten und den Kampf um unsere und unserer Kinder Existenz aufnehmen. Es wird zwar nicht leicht werden, aber auch hier heißt es eben: „Durch Kampf zum Sieg“.

Wer ein unehelich Kind, sein eigen Fleisch und Blut verleugnet, verleugnet sich selbst.

Nach dem gewaltigen Aderlaß dieses Krieges werden wir uns auch als Gehäufte nicht mehr den unverantwortlichen Luxus gestatten können, uneheliche Kinder zu vernachlässigen, wie es leider vor dem Kriege geschah. Denn weit größer als der Verlust an Toten, ist nach jedem Kriege der Ausfall an Geburten. Millionen von Männern werden nicht wiederkommen. Diese Millionen fehlen, es wächst nicht mehr nach. Satten wir denn solchen Ueberdruck? Es ist nachgewiesen, daß vor dem Kriege jährlich durchschnittlich 185 000 uneheliche Kinder geboren wurden. Und diese brauchen wir und brauchen sie auch vorher. Der Krieg beweist es uns täglich. Got vielleicht der Staat oder irgend ein Mensch danach gefragt, wer von den hinausgehenden Soldaten ehelich oder unehelich war? Nein, sie alle haben ihre Pflichten gegenüber dem Vaterlande erfüllt, ob ehelich oder unehelich. Es wurde da kein Unterschied gemacht, während vor dem Kriege den unehelichen, insbesondere den männlichen Geschlechtern der Eintritt in Schulen, Staats-, sogar in Privatdienst erschwert und unmöglich gemacht wurde.

Unsere Kindesfinder werden nur noch ein mitleidiges Lächeln haben, wenn sie hören, daß früher Uneheliche verachtet und verspottet wurden, weil sie nicht nach den Regeln der Ehe und unter dem Schutze gestempelter Papiere auf die Welt gekommen sind. Wir brauchen vor allem richtig empfindende

Gefehgebung und zartfühlende Mänschen. Weg mit dem Dünkel, dem Kastengeist und der falschen Lebensauffassung, die euch Menschen seither so hart und ungerecht gemacht haben. Alle Vorurteile müssen schwinden, wenn wir in dieser Beziehung zum Ziele kommen wollen.

Der Staat selbst muß uns mit gutem Beispiel vorangehen. Seine Aufgabe der Zukunft ist, all die Lebenskraft und Gesundheit eines Menschen zu verlängern und zu erhalten, wenn er nicht an Vulturarm zugrunde gehen will.

Es ist Aufgabe des Staates, dafür zu sorgen, daß nicht schon im Mutterleibe die Kinder verhungern und das unterernährte, entfrühtete Weib nicht körperlich und seelisch zugrunde geht. Denn zweifaches Leben wäre vernichtet.

Tausende von unehelichen Kindern sterben, denn sie können nicht leben; ihnen fehlt die richtige Nahrung, sowohl die leibliche, als auch die geistige, die Seelenmilch. Die Mütter selbst stehen dahin oder vegetieren nur. Soll es so weiter gehen? Ich denke, jedes Leben sollte doppelten und dreifachen Wert haben. Bis der Krieg zu Ende geht, werden die Toten Millionen betragen; und dafür muß Ertrag geschaffen werden.

Wir brauchen gesunde Kinder, gesunde Frauen und Männer, denn auf ihren Schultern ruht die Zukunft unseres Vaterlandes. Sie sind es, die das neue Deutschland bedenken und gründen müssen. Sie sind unser kostbarstes Gut.

Hoffen wir also, zugunsten der Kinder, der Träger von Deutschlands Wirken, daß die Zeit nicht mehr ferne sei, daß der gesetzliche Schutz nicht bloß den ehelichen Kindern und Müttern zuteil wird, sondern auch den unehelichen. Das uneheliche Kind hat nicht nur eine Bedeutung für die Mutter, sondern auch für den Vater, für die Regierung und den Staat. Es muß unbedingt dafür gesorgt werden, daß diesen ein Platz im Staate angewiesen wird, an welchem sie wachsen und gedeihen können. Und wenn der Erzeuger und die Mutter dazu nicht imstande sind, aus eigener Kraft und Mitteln ein Heim zu schaffen, so ist es unbedingte Pflicht des Staates, dafür zu sorgen.

Wenn wir diese unehelichen Mütter von uns stoßen, sie ihrem Elend überlassen, so brauchen wir uns gar nicht zu wundern, wenn manches Mädchen verkommt, immer tiefer und tiefer sinkt, denn nicht alle haben die Kraft und den Willen, das, was sie sich selbst aufgeladen, auch zu tragen.

Was brauchen wir nun vor allem? Vollständige Reform der rechtlichen Stellung der unehelichen Kinder. Unbedingte Anerkennung des Namens und aller damit verbundenen Rechte, sobald ein Vater ein Kind als das seine erklärt. Die gesellschaftliche Anerkennung jeder Mutter. Um es kurz zu sagen: „Gleiches Recht für alle Geborenen.“

Im Deutschen Reich befinden sich bereits über 20 000 uneheliche Kriegserwinnen, deren Väter im Kriege gefallen sind. Diese Kinder sind ihres bisherigen Schutzes, gesetzlichen Vertreters und Ernährers beraubt. Die ganze Erziehung hängt nun an der unehelichen Mutter. Was ein Kind kostet, brauche ich wohl nicht zu sagen. Es ist eine große Aufgabe einer unehelichen Mutter, diesen Aufwand, den ein Kind erfordert, von ihrem eigenen Verdienst zu bestreiten. Einer guten Mutter wird ja nichts zu viel werden, wie aber, wenn sie krank wird und ihren Verdienst nicht mehr nachgehen kann? Hier ist es Pflicht, helfend einzugreifen und der unehelichen Mutter ihre schwere Lage zu erleichtern.

Es ist im Interesse des Staates, der Gesellschaft, des ganzen Volkes, für das auch die unehelichen Väter in den Tod gingen, den unehelichen Kindern die Kriegswaisenrente genau so zu gewähren, wie den ehelichen.

Gibt auch der unehelichen Mutter mit ihrem Kinde die Stellung, die ihnen gebührt. Ihr könnt euch dem nicht mehr entziehen. Es ist eine Frage des Müßens. Was hilft uns alle Theorie, wenn wir sie nicht praktisch in Fragen der inneren Politik wirken lassen.

Ihr aber, uneheliche Mütter, tragt eure Mutterkrone in Ehren. Nehmt den Kampf um eure und eurer Kinder Rechte auf und erzwingt euch damit die Achtung eurer Mitmenschen!

Aus den Memoiren eines Revolutionärs.

Der große W. Kravotkin, der ein Menschenalter fern von seinem Vaterlande als geflüchteter Flüchtling verbrachte, ist mit Jelen anderen in die Heimat zurückgekehrt. Jetzt, da die russische Revolution siegreich das Haupt erhebt, ziemt es sich, auch seiner zu gedenken. Als Forscher und Schriftsteller, als Edelmann ist sein Name in ganz Europa bekannt. Wenn er auch als Anarchist (streitlich nicht im Volkse Sinne) eine von der geschichtlichen Entwicklung längst überholte Phase proletarischer Politik vertritt, so verdient doch die Reinheit seines Willens und sein stets opferbereiter Charakter die Bewunderung jedes Demokraten. Seine in deutscher Uebersetzung bei Robert Dug in Stuttgart erschienenen Memoiren bieten eine Fülle fesselnder Bilder aus dem alten Rußland, das jetzt zu Grabe getragen ist, und entwickeln die Ideen, die es geträumert.

Der Einzelne und die Massen.
Das Wissen ist eine gewaltige Macht. Der Mensch muß sich Kenntnisse erwerben. Aber wir besitzen schon viele Kenntnisse. Wie wäre es, wenn diese Kenntnisse — und nur diese — ein Eigentum aller würden? Würde nicht die Wissenschaft selbst sich dann sprunghaft entwickeln und die Menschheit in den Stand setzen, in Produktion, Erfindung und sozialen Schöpfungen in einem Tempo Fortschritte zu machen, für das uns jetzt eigentlich jedes Maß fehlt?

Die Massen sind es, die des Wissens bedürfen, sie wollen lernen, sie können auch lernen. Dort steht ein finstlicher Bauer am Rande einer ungeheuren Moräne, die von einem See zum andern reicht, als hätten Riesenhände sie als verbindende Straße zwischen den beiden Gestaden eiligt aufgebaut, dort steht er und schaut gedankenvoll auf die schönen inselbesetzten Seen, die zu seinen Füßen liegen. Kein einziger von diesen Bauern, mag er auch noch so arm und getrennt sein, wird an dieser Stelle vorbeigehen, ohne die Landschaft voll Bewunderung zu betrachten. Und dort am Seeufer steht ein anderer und singt ein schönes Lied nach einer so gefühlvollen und ergreifenden Melodie, daß sie den Reiz des besten Musiklers erragen würde. Weiden ist tiefe Empfindung, beiden Uebersetzung und Denkfraft eigen; sie sind bereit, ihr Wissen zu erweitern; biete es ihnen nur! Schaff ihnen nur die Mittel zur Ruhe! In dieser Richtung und für diese Leute muß ich tätig sein! Alle diese löblichen Lebensarten vom Wirken für den Fortschritt der Menschheit, während die Fortschrittsbeförderer sich fern von denen halten, die sie angelockt vorwärts bringen, sind nichts als Sophismen, die nur das Verstecken eines peinlichen Widerstands beseitigen sollen. (1871)

Bakunin.
Oft lehrte in den Unterhaltungen der Arbeiter im Schweizer-Jura der Name „Michal“ wa-der, aber nicht als der eines abwesenden Hauptlings, dessen Ansichten Gesetz wären, sondern wie der eines persönlichen Freundes, von dem jeder mit Liebe und in kameradschaftlicher Weise redet. Am auffallendsten war es mir, daß Bakunins Einfluß weit weniger in seiner geistigen Autorität, als in seiner stillen Persönlichkeit beruhte. Wenn sich das Gespräch um Anarchismus oder die Haltung des Bundes drehte, hörte ich niemals zur Unterstützung einer Behauptung die Aeußerung: „Bakunin hat das gesagt“ oder „Bakunin denkt so“. Seine Schriften und seine Worte galten nicht als etwas Unfehlbares, dem man unbedingt zu gehorchen hätte, wie es leider bei politischen Parteien oft der Fall ist. In allen Fragen, in denen der Intellekt die höchste Instanz bildet, brachte jeder in der Diskussion seine eigenen Argumente zur Geltung. Wochten sie nach Inhalt und Form zuerst von Bakunin aufgestellt sein, oder mochte sie Bakunin von seinen Freunden im Jura entlehnt haben, jedenfalls trugen die Argumente bei jedem einzelnen einen individuellen Charakter. Nur einmal hörte ich Bakunins Namen als Autorität an sich rufen, und das war mir so auffallend, daß ich mich jetzt noch an den Ort und die näheren Umstände der Unterhaltung erinnere. Die jungen Männer sungen einmal in Gegenwart von Frauen Reden an, die nicht gerade sehr achtungswoll für das andere Geschlecht klangen. Da brachte sie plötzlich die eine

Frau durch den Ausruf zum Schweigen: „Schade, daß Michal nicht da ist, er würde euch schon in eure Schranken gewiesen haben!“ Die stielhafte Gestalt des Revolutionärs, der alles für die Sache der Revolution hingebend hatte, der für sie allein lebte und von seiner Auffassung derselben die höchsten und reinsten Anschauungen für das Leben überhaupt ableitete, übte noch immer ihren Einfluß auf sie aus. (1872)

Der Nihilismus.
Nur eine das Nebel an der Wurzel angreifende, kräftige soziale Bewegung konnte eine Reform in den Gewohnheiten und Sitten des täglichen Lebens hervorbringen, und diese Bewegung — die Empörung des Individuums — gewann in Rußland einen weit kraftvolleren und in ihrer Kritik des Bestehenden weit entschiedeneren und radikalere Charakter als sonstwo in Westeuropa oder Amerika. „Nihilismus“ nannte sie Turgenjew in seinem epochemachenden Roman „Väter und Söhne“.

Diese Bewegung wurde in Westeuropa falsch verstanden. So wird der Nihilismus in der Presse nicht vom Terrorismus unterschieden. Die revolutionären Unruhen, die gegen das Ende der Regierungszeit Alexanders II. ausbrachen und schließlich zu dem tragischen Tode des Zaren führten, werden regelmäßig als nihilistisch bezeichnet. Das ist jedoch ein Irrtum. Den Nihilismus mit dem Terrorismus zusammenzuwerfen ist ebenso verkehrt als eine philosophische Bewegung wie den Stoizismus oder den Positivismus mit einer politischen Bewegung, z. B. dem Republikanismus, zu identifizieren. Der Terrorismus wurde zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt durch bestimmte besondere Momente des politischen Kampfes ins Leben gerufen. Er hat bestanden und hat sein Ende gefunden. Er kann wieder aufleben und wieder verschwinden. Aber der Nihilismus hat dem ganzen Leben der gebildeten Klassen Rußlands ein eigenes Gepräge aufgedrückt, und dieses Gepräge wird noch eine gute Reihe von Jahren vorhalten. Seiner herberen, bei einer jungen Bewegung der Art unvermeidlichen Züge meist entkleidet, verleiht er noch sehr vielfach dem Leben der gebildeten Klassen Rußlands einen gewissen besonderen Charakter, dessen Nichtvorhandensein im westeuropäischen Leben uns bedauerlich erscheint.

Zuvörderst erklärte der Nihilist den Krieg gegen alles, was man die konventionellen Lügen der zivilisierten Gesellschaft nennen kann. Unbedingte Aufrichtigkeit war für ihn charakteristisch, und um dieser Aufrichtigkeit willen gab er jeden Wahn, jedes Vorurteil, jede Angewohnheit und Sitte auf, die sich vor dem Richterstuhl ihrer eigenen Vernunft nicht rechtfertigen ließen, und forderte von andern das gleiche Verhalten. Vor keiner Autorität; außer der Vernunft wollte er sich beugen; er unterzog alle sozialen Einrichtungen oder Sitten einer kritischen Prüfung und empörte sich dabei gegen jede Art von mehr oder minder verhäktem Sophismus.

Die Zwingburg der Tyrannei.
Das war also die schreckliche Festung, hinter deren Mauern in den letzten zwei Jahrhunderten so viel von Rußlands wahrer Kraft zugrunde gegangen ist, und deren bloßen Namen man in Petersburg nur mit bebender Stimme ausspricht — die Peter-Pauls-Festung. Hier folterte Peter I. seinen Sohn Alexis und tötete ihn mit eigener Hand; hier sperrte man die Fürstin Tarakanowa in eine Zelle, die sich bei Eintritt einer Ueberschwemmung mit Wasser füllte, so daß die Ratten, um sich vor dem Tode des Ertrinkens zu retten, an ihr emporkrohen; hier folterte der fürchterliche Mannich seine Feinde und ließ Katharina II. diejenige lebendig begraben, die sich der Ermordung ihres Gatten widersetzt. Von den Zeiten Peters I. ist so die Geschichte dieser Steinmaße, die im Angesichte des Winterpalastes vom Spiegel der Neva emporkragt, einkunderstlich Jahr hindurch eine Geschichte des Nordes und der Folterung gewesen, oder sie erzählte von Lebendbegrabenen, die zu langsamem Tode verurteilt waren oder in der Erde ihrer dunklen und feuchten Verliche zum Wahnsinn getrieben wurden. Hier begann das Märtyrertum der Degembristen, die zuerst in Rußland die Republik und die Aufhebung der Leibeigenschaft auf ihr Banner schrieben, und man kann vielleicht noch heute Spuren von ihnen in der russischen Volkseele finden. Hier wurden die Dichter Kolesjow und Schewtschenko, Dostojewski, Bakunin, Tschernyschewski,

Das liebe Vieh.

Von Gertha Pohl.

Die alte Anne kommt in der frühen, fahlen Herbstdämmerung heim. Ein Reisigbüchel strebt steil über den krummen Rücken der Tagelöhnerin. Am Arm ein Korb mit Pilzen, aber nur als Oberfläch. Darunter weiße dicke Wasserrüben und Kartoffeln. Die roten vom Bauer Januschek. Sie stehen dicht am Waldrand. Es ist ganz einfach, ein paar der dünnen schwarzen Stauden herauszuziehen und die runden Knollen in den Deckelkorb legen zu lassen. Mehr ist jetzt nicht zu machen. Die Felder sind abgeerntet, der Herbststurm legt fast über die Stoppeln. Schlechte Zeit für arme Leute.

Die Anne sperrt den Holzriegel ihrer Klappe auf. Da grunzt das Schwein im Stall. Die Alte schneidet eine verquante Grimasse. Der Guschil! Achzend läßt sie den Boden fallen und schlürft in den Hof. Aber das weiße Ungeheime sitzt still in der Ecke und glockt uns jämlichen Rixen traurig die Anne an. Die erschrickt. Im Dorf ist eine Viehscheide. Dem Weibel ist sein Schwein innerhalb vierundzwanzig Stunden freigeiert. „An die Luft mich der Guschil!“ Die Alte redet gut zu, drängt schiebend das Schwein, da wackelt's auf kurzen Krummbeinen unzufrieden zum Düngräufen. Ehrfürchtig beobachtet Altweiblein die Scharrbewegungen ihres lebendigen Kapitals. „So'n Schwein, der Speck!“, sie tastet mit lusternen dünnen Fingern den Budel ab. Aber dann in die Küche, Feuer gemacht, Kartoffeln gestampft. Der Wagen knurrt, seit Mittag nichts im Leib, doch vorher das Schwein. Und erst als ein Teil des Troges unreinlich leer geschmakt ist, larcht die Anne mit seufzendem Abschiedsblick zögernd zurück. Doch Achtung, es ist auch kein ordinäres Schwein. Die Alte hütet es wie ein Glück, das heimlich ersehnt und fast schon aufgegeben, unerwartet mit runder Behaglichkeit das Leben fällt. Im Sommer hatte es täglich sein Bad. Jedes kriechende Geschwür wurde mit sorglichen, spitzen Fingern auf seinem weißschneidenden Budel zu Lode geknackt. Im übrigen verachtet die Anne Wasser, und was damit zusammenhängt. Zu den großen Feiertagen wäscht sie sich vorsichtig den Hals, und ihr spärlicher Haarwuchs macht nur jeden zweiten Sonntag nachmittags eine Nachlese notwendig.

Im Winter fährt sich der wichtige Moment, da das Schwein ins Dasein trat. Die alte Anne rutschte damals des Abends bei Glatteis und Tauwetter zum Ackerbüraer Januschek. Da sahen sechs ausgesiedelte grauhaarige Weiblein beim Federackelchen und Maulzerreihen. Blüßlich brüllt der Januschek das Geschnatter mit einem Ruf nach der Magd tot.

Eins der Ferkel hatte es in den Füßen. Die Josefa war zu nichts gut. Der Januschek tobt etwas von Halsumdrehen und auf den Mist schmelzen. Das Ferkel, meinte er. Da kratzt die Anne im Graulovj und sagt mühsam den Entschluß das franke Tier zu kaufen. Heimlich drückt sie sich in die Küche und klinkelt zum Erbarman vor der Januscheken über die schlechten Zeiten, und daß nur der Besitz des Schweines sie im nächsten Winter vor dem Verhungern schützen kann, bis die vom Kopfweh geplagt verstimmt, des Ferkels Untergang zu verhindern. Am nächsten Tage hätte Alt-Anne ihren krummen Arbeitsrüden gern gerade gestreckt, der Stolz sah ihr im Genick, ihr der Schweinebesitzerin. Und mit Wärme und liebevoll gedrauten Salben besagte sie den Rheumatismus...

Jetzt plant die Alte mechanisch mit dem Blechlöffel in der sauren Milch und verdaut wie jeden Abend zum Nachtsich die Ferkelgeschichte mit befaglichem Grinsen.

Da schleicht jemand an Fenster vorbei und tritt still in die Küche. Ein Mädel, nicht ganz jung, mit schwarzen, nebelgetränkten Haarfeyen und blasse Gesicht und leidendem eingesenkenen Blick. Stumm und fröstelnd drückt es sich an den Herd, durch dessen Rixe wie Blut feurige Streifen brennt. Die Anne schlürft hörbar ihre Milch, wischt den Mund am Handrücken, tut blöde. Da legt das Mädel den Arm gegen die Kacheln und das Gesicht darauf. Ein fast tränenloses Schluchzen reißt zitternd an ihren Schultern.

„Seul nich, es nutzt nicht mehr,“ sagt mürrisch die Alte und „weg da, ich brauch Wasser.“

Ein hohles, bellendes Aufschreien: „Was mach ich nu, — was mach ich nu.“

Die Anne klappert aufreizend teilnahmslos mit dem Geschirr. Da wischt das Mädel zornig die Augen am Juckenärmel. Ihre eingesenkenen Blide dolchen sich an dem alten Weib fest.

„Du bist meine Mutter!“ schreit sie, und trinkt ihre heisere Stimme mit Gohn, und haßt ein Mann? Hast keinen gelt na, ich kenn nich mein Vater, und keiner im Dorf.“

„Schweigste, Luder!“

„Nä, ich bin kein Vieh, jetzt sprich' ich, jetzt ist mir alles gleich. Mich kennste nich mehr, seit ich soweit bin, und bist selbst nich besser gewesen. Wie 'ne rändige Katze schupst du mich nous aus der Tür, aber nu laß ich mir's nich mehr gefallen, nu geh ich nich mehr.“

„Waa —“

„Nä!“

Tad, tad, tad, tad, tadd, vendest hart klopfend die alte Uhr. Da löst sich die Starrheit der Alten, wie eine böartige Katze springt sie das Mädel an:

„Mach dich raus! Dyu —“

„Nä,“ trotzig und drohend hält die Schwarzhäufige stand. „Du bist meine Mutter, hier bleib ich,“ und verzweifelt: „Wo soll ich hin, die Frau hat mich heut rausgejagt —“

„Nessel!“

„Sie hätt's schon eher merken können,“ stellt trocken das Mädel fest.

„Nessel Maria!“ Die Alte beginnt plößlich zu winseln. „Nieder Gott so eine Strafe, wo ich selber nicht jatt essen hab!“

„Schwindel nich, im Stall ist das Schwein, Kartoffeln und Holz hast genug gemaust.“

„O mein Gott, das schlechte Mensch, o mein Gott!“

„Jetzt gib mir Brot, mich hungert.“

Die Alte tut taub, aber zähe stemmt sie sich gegen den Tischkasten, ihre zahllosen Kiefern bewegen sich kauend.

Das Mädel ist nicht schwächlich, aber an der Mutter vergreift sie sich nicht.

Sie sieht den Höllenschlund und gierig ledende Flammen. Ihre Arme fallen schlapp herunter. Ein schweres Nachdenken, das ihr Gesicht vierzigjährig macht, ein dumpfes banges Würgen im Hals. Da schleicht sie verzweifelt zur Tür.

Draußen Nacht, Nebelbroden und trübe siderdes Getropf. Nur über den Wiesen eine matte blinzelnde Felle, da kämpft der Mond um den Vortritt. In der Nähe rauscht der Fluß.

Die Schwarzhäufige plant auf derben Sohlen durch das Gras. Sie fröstelt nicht mehr, sie friert, ihre Zähne klappern. Ganz nahe rauscht das Wasser. Da zuckt sie mit gelendem Schrei zurück. Ein dunkles Weib bückt sich über den Wasserspiegel. Doch gelobt sei Gott, es ist nichts, der Weidenstamm, der verstaubt. Vor drei Jahren ging hier die Bündlern hinein, aber die Bündlern trug ein schweres Kreuz, der Mann schlug sie wie ein Vieh. Die Kinder wimmerten, weil das Brot nie reichte. — Und doch sagen sie, daß ihre arme Seele in Herbstnächten am Fluß klagt.

„Seilige Gottesmutter, Erbarmen!“ Das Mädel leucht, ihr Herz hämmert und hämmert das feine, drängende Klopfen das andere in ihrem Leibe nicht tot: Wörderin — Wörderin!

„Die Angst — die Angst.“ Kein Gedanke an den Berführer, keiner an die geiserrnde Alte. Nur Angst, raufende, die Glieder schwächende Angst. Das Wasser spült glucksend um die Schuße. In die Schuße, die missen runter, teure Schuße und das Tuch, das bunte Tuch, mit dem sie der Anton verdrückt macht. Und jetzt —, nein es geht nicht — noch ein bißel — ein kleines bißel! — Hinter der schwarzen blutenden Tiefe lauert die Hölle. Da, ein Aufatmen — lang, inbrünstig, erlöst: „Seilige Magdalena, bist meine Patronin, heilig bist und hast gesündigt wie ich, hast freilich gebüßt, aber was soll ich tun — wo soll ich hin — ich weiß ja keinen Weg mehr aus meinem Unglück —“ und erzwungen mutig die Hände vorge-

*) In Oberschlesien gebräuchliche Bezeichnung für Schwein.

Waren und so viele andere von den besten Schriftstellern unserer Zeit eingeleitet. Hier wurde Karoloffow gefoltert und gehängt. Hier war auch in irgendeinem Winkel des Alexis-Ballschilbs das Gefängnis Reichshajows, den die Schweiz an Russland wegen eines gemeinen Verbrechens ausgeliefert hatte, der aber als gefährlicher Staatsgefangener behandelt wurde und nie wieder das Licht erblickte. Dasselbe Ballschilb barg in sich auch zwei oder drei Männer, die Alexander II., wie das Gerücht ging, zu lebenslänglichem Kerker verdammt, weil sie von irgendeinem Palastgeheimnis wußten, das andere nicht wissen dürfen. Der eine von ihnen wurde im Schmutz seines langen grauen Bartes erst kürzlich von einem meiner Bekannten in der geheimnisreichen Festung gesehen.

Alle diese Schatten beschwor meine Einbildungskraft herauf. (1874.)

Eine revolutionäre Zeitung.

Wir sehen es im Gegenteil, daß ein revolutionäres Blatt in erster Linie die Symptome sammeln muß, die allenthalben das Kommen eines neuen Zeitalters, das Keimen und Knospen neuer Formen sozialen Lebens, die zunehmende Auflehnung gegen veraltete Einrichtungen erweisen. Diese Symptome sollte man wahrnehmen, sie in inneren Zusammenhang bringen und so darstellen, daß sie der zögernden größeren Masse die ihr sonst nicht sichtbare und oft unbewußt gewährte Unterstützung vor Augen führen, die fortgeschrittenen Ideen immer zuteil wird, wenn in der Gesellschaft eine geistige Wiedergeburt stattfindet. In dem Arbeiter das Bewußt zu erzeugen, daß er teil nimmt an dem die ganze Welt durchzuckenden Klopfen des Menschenherzens, an seinem Aufbäumen gegen eine, ganze Zeitalter hindurch geübte Ungerechtigkeit, an seinen Versuchen zur Ausprägung neuer Lebensformen, dies sollte nach meiner Meinung die Hauptaufgabe eines revolutionären Blattes sein. (Genf 1873.)

Kussbild.

Ihrer mündlichen Form entleibete kommunistische Ideen haben sich in den fast dreißig Jahren, seit ich an der sozialistischen Bewegung Anteil nehme und ihr Wachstum beobachten konnte, in gemaltigen Maße in Europa und Amerika Eingang verschafft. Denke ich an die unbeschriebenen, unklaren, nur schon sich hervorwagenden Ideen, die auf den ersten Kongressen der Internationalen Arbeiterassoziation von den Arbeitern zum Ausdruck gebracht wurden, oder die in Paris während des Kommuneraufstandes selbst bei den gedankenreichsten Führern vorherrschend waren, und vergleiche sie mit den heute von einer großen Zahl von Arbeitern gehegten Anschauungen, so muß ich gestehen, diese beiden sozialen Auffassungen scheinen mir zwei ganz verschiedenen Welten anzugehören.

Es gibt keine Periode in der Geschichte — vielleicht mit Ausnahme jener Revolutionszeit im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, der Woge der mittelalterlichen Stadtgemeinden — in welcher die bestehenden gesellschaftlichen Anschauungen sich so rasch geändert hätten. Und jetzt, in meinem neunundfünfzigsten Jahre, bin ich noch fester als vor einem Vierteljahrhundert davon überzeugt, daß ein glückliches Zusammenreffen von zufälligen Ereignissen in Europa einer der 1848er an Ausdehnung nicht nachstehende und weit folgenreichere Revolution herbeiführen kann: nicht ausschließlich im Sinne eines blutigen Kampfes zwischen den Anhängern verschiedener sozialer Anschauungen, sondern eine Revolution im Sinne einer tiefgreifenden, rasch sich entwickelnden Neugeburt. Auch bin ich überzeugt, daß sich hierfür überall — ungeachtet des verschiedenartigen Charakters der Bewegung in den einzelnen Ländern — ein weit tieferes Verständnis für die notwendigen Änderungen zeigen wird, als es je während der letzten sechs Jahrhunderte der Fall war. Auf der anderen Seite werden die bevorrechtigten Klassen der Bewegung schwerlich mit der sinnlosen Habscharrigkeit entgegenzutreten, welche den Revolutionen vergangener Zeiten solche Festigkeit verlieh.

Die Erregung dieses großen Erfolges ist ein schöner Lohn für die Anstrengungen, die so viele Tausende von Männern und Frauen aller Völker und Klassen in den letzten dreißig Jahren gemacht haben.

sieht ehe das andere wieder kommt: „Heilige Magdalena bist für mich arme Sünderin.“ Ein schweres sprühendes Klackchen, erschreckt wagt das Wasser in wilden Kreisen. Eine Wildente flattert aufgestört freudig über die Tiefe. Dann Stille, Finsternis und mattes Regengetröpf.

Es kommt der Morgen. Da findet der Kuhhirt Hanusch, der einen schlechten Zahn zum Arzt trägt, das Lächel am Fluß und die Schuh, schaut blöde und verständnislos auf den Wasserpiegel und — plötzlich hoppla zurück ins Dorf und geräht.

Es kommen vier Männer mit stummen Gesichtern durch das furchende Wasser gerudert, die stoßern mit Stangen den Grund auf, daß der Schlamm gelbgrün hochspritzt. Am Ufer lauert das Dorf, alle haben Zeit. Die Weiber zischen vom Warten gepeinig über die Magdalena. „Was für ein schlechtes Mensch!“

Da finden sie die Lene, im Weidengestrüpp haben sich ihre Röde verankert. Die Weiber freischen entsetzt, schlagen die Schürzen über die Augen, versteht sich, durchsichtige Schürzen. Dann Rückzug. Der Hanusch probig voran, die Aufregung hat das zwidende Weh betäubt.

In die Lär der Kaluppe hämmern derbe Häufte. „See Anne, schlafst! Aufgemacht Annel!“ Nichts regt sich.

„Sie is drin“, meldet sich wichtig der Hanusch-Kolumbus, der die Platte Nase gegen die angelaufenen Scheiben drückt. Nachdenkliche stumme Pause.

„Die Kaluppen hat hinten ein Lär“, drängt Wat-Maria mit der tropfenden Gebirgsnase. Lösung — Aufatmen.

„Annach!“ Ein gellender, allgemeiner Auffrei. Der Zug stockt im Rahmen der Küchentür. Die Weiber glocken stumm, schauernd. Auf dem Ziegelboden lauert die Anne, das ist nichts. Die Anne hockt auf ihrer Bettdecke, das ist etwas, aber neben der Anne liegt das Schwein, und das Schwein ist verreckt und die Alte kraukt wimmernd den unförmlichen Kopf in ihrem Schoß.

„Bist verrückt, hee Alte“, der Schulze drängt sich schwer vor, würdig, gebietend. Altweiblein duckt sich schen. „Weg is er gangen, mein Guschik, weg is er gangen“, heult sie fliegend.

Der Schulze kratzt sich hinter'm Ohr. Schlimme Geschichte. Die Weiber verstummen vor soviel Unglück.

„Gättst bezeiten zum Tierarzt geschickt.“

Die Alte grinst nur mildeidig. „In der Nacht hat er in der warmen Stub' gelegen, und ich hab' gewacht und den Bürgteufel besprochen, es hat nig genügt, weg is er gangen, mein Guschik, wie es hell wurde —“ sie wimmert teilnahmslos

Bücher für den Schützengraben.

aus wird geschrieben:

Auf einmal wird ein Buch-Dopfertag ins Werk gesetzt. Er kommt, er ist da mit der Richtigkeit, die vom Charakter des Krieges mitläuft im engeren Sinne sich auch auf alles übertragen hat, was daheim geschieht. Wie die Höchstpreise geboren werden und verschwinden und wie die Verordnungen auf einmal da sind, ohne daß man recht weiß, woher sie kommen und wohin sie gehen.

„Si, warum nicht — für unsere Schützengräben? Mit Freunden! Jeder hat gern gesendet, da es galt, denen da drüben etwas zu schicken, was Leben bringen soll und nicht Tod, was über dem Menschheitswidrigen, dem Vernichteten, das Menschheitshöchste beschwingen soll und erneuert: den Geist.“

Aber, fragt der Gesehene, da das Buch des Soldaten mir in der Tat eine Sache von höchster Wichtigkeit zu sein scheint: wer ist es denn, der meine Gabe in Bücher umsetzt, und in welche Bücher? Hier, dünkt mich, ist eine Aufgabe, würdig der Besten, der Freiesten und Vorurteillosesten im Volk. Hier ist Gelegenheit und Notwendigkeit, einen Ausblick des Geistes zu bilden aus den Versuchen aller Klassen und Schichten, aller Stände und Berufe, der, beraten von Sachverständigen des deutschen Schrifttums, eine deutsche Heeresbibliothek zusammenstellt und in die Schützengräben, in die Staffeln, in die Lazarette wirft, wie die Männerauslese eines reifen Siebzig-Willkoren-Volkes sie braucht, und vor allem auch, wie sie sie will. — Sei stille, mein Herz! Man hat nichts dergleichen gehört.

Wohl aber löst sich aus dem vielgestaltigen Gebilde ebenso unzähliger wie unbeschreiblicher Ausschüsse, genannt Rotes Kreuz, eine bis dahin den weitesten Kreisen unbekannt „Abteilung 19“, stellt sich als „Gesamtansicht“ zur Verteilung von Lesestoff im Felde und in den Lazaretten“ vor, klappt die Attendeckel auseinander, erkärt der staunenden Heimat stolz, daß sie bereits 40 Millionen Bücher ins Feld geschickt habe, rührt, empfohlen von zwei Duzend Namen, die man gewohnt ist, fast unter jedem Ausschuss verzeichnet zu sehen, die Verdienste und hält die Wäsche hin...

Wie man auch immer nach näherer Prüfung urteilen mag — es bleibt eine der preußisch-deutschen Unbegreiflichkeiten, daß hier eine das ganze deutsche Volk aufs tiefste berührende Sache wieder lang- und langsam in die Hände eines Gebildes gefallen ist, das keineswegs als bevollmächtigt von der Volkseinheit angesehen werden kann. Das Vertrauen mildert sich etwas, wenn man den Ausschuss näher ansieht. Im „Gesamtansicht“ freilich, der leitenden Sammelbehörde, scheinen sich zielbewusste Dummheitsgruppen bedenklich festgesetzt zu haben, aber die Arbeitsverteilung, zu der man sich genötigt sah, hat das Uebel von selbst etwas entgittelt. In den Arbeitsstellen Berlin und der Provinz sind in der Mehrzahl Bücherleiter, Volksschullehrer und Bildungsvereine tätig, die sich hoffentlich von den Traktatensvereinen im Gesamtansicht keine Scheuklappen umbinden lassen. Gerade in Berlin wirken, das sei rühmlichst anerkannt, eine Stelle — der Verein zur Verbreitung volkstümlicher Schriften, die Königl. Bibliothek und die Königl. Hausbibliothek (die bis jetzt bereits über 1/2 Million guter Schriften hinausgeschickt hat) mit vorbildlicher Unvoreingenommenheit.

Um nicht mißverstanden zu werden, sei ausdrücklich anerkannt daß natürlich auch für die nach religiöser Kost Aufenden ausreichend gesorgt werden muß. Aber es ist mehr als sicher, daß die vielen den Belangen bestimmter Bekenntnisse dienenden Gesellschaften und Verbände diese Arbeit schon jetzt aufs Gewissenhafteste leisten. Diesen auch noch Mittel aus den allgemeinen Spenden, die am 23. und 24. Juni gesammelt worden sind, zu überweisen, ist unnötig. Gleichwohl mag auch das noch geschehen. Alle die, die die besonderen Zwecke bestimmter Gemeinschaften bei der Versorgung des Heeres mit Büchern zu fördern geneigt sind, mögen in Zukunft ihre Gaben ausdrücklich den Stellen zuwenden, die diesem Zwecke dienen wollen.

Die anderen fragen: Was braucht das Heer, das geistige Nahrung schlechthin sucht. Die Wünsche und Bedürfnisse sind natürlich in den schützengräben Millionen so mannigfaltig, so bunt ausgebreitet wie der Regenbogen geistiger Teilnahme in einem Siebzig-Willkoren-Volke von der Denkhöhe des deutschen überhaupt. Kommt hinzu die Verschiedenheit des Verlangens, die sich aus den besondern

von neuem. Da brüllt hinten der Josef, der tumb ist und sich langweilt:

„Nu mach' voran mit der Reich!“

„Reich.“ — die Anne schielt mißtrauisch hoch. Das Wort ist nackt, das Wort ist brutal, es hat einen die Kehle kitzelnden Vertweifungsbeigeschmack.

„Die Lene ist ins Wasser gegangen“, erklärt der Schulze erleichtert.

„O Jesus, Maria, Josef, o mein Gott, was trass' mich, kreischt heulend die Alte. Ihre dürren Arme durchsucht sie die Luft. Die Weiber reden sich auf Lebenspepen.“

„Es hat jemand gesehen, wie das Mädel am Abend zu dir ging“, verjucht der Schulze auszuhorchen und wundert sich noch lange über seine Schlanheit.

„Wer?“ fragt die Alte, aus dem Gleis geworfen, und wischt sich den Kummer schnell vom Gesicht.

„Nu halt' einer“, murmelt verlegen der Mann.

Die Anne befreuzigt sich fromm. Kein Lebendiges war da, bei meiner Seele, dann war's —“ sie befreuzt sich wieder, schandernd, jäheheilig. Die Weiber befreuzen sich mit:

„Was ist die Anne gestraht.“ Den Schulzen packt etwas wie Mitleid: „Die Lene mag ins Spritzenhaus, in der Kaluppen is kein Platz.“

„O lieber Herr!“ „Fünf Laler geb ich für'n Sarg —.“

„O goldner Herr! Gott lohn's Euch!“ Die Alte kriecht näher, drückt das nasse stopplige Kungelgesicht auf die fetten derben Hände des Sprechers.

„Und nu, ihr Maulaffen, wird's Zeit, daß ihr weg kommt“, kommandiert er erhaben der Schulze dem Dorf, von Wiederwillen besessen. Man gehorcht, träge — seufzend.

Nach acht Tagen kommt die Anne wie gewöhnlich mit ihrem Goldbündel aus dem Wald. Weiche lose Schneeflocken durchflattern träge die Luft. Früher Winter. Die Alte tritt in die stumme Ungemütlichkeit ihrer Bedauernung, haucht in die starren Hände, geht zum kalten Herd. Da knaden dürre Reiser, da prasselt fressende Glut. Wald schnüffelt die Anne den Dampf der plappernden Kartoffeln. Sie stellt den Kopf mit der sauren Milch auf den nackten Tisch, tunkt die Kartoffeln ins Salzhäuflein und isst ohne Hunger. Es bleibt ein Rest übrig, den betradtet die Alte, — lange. Aber dann lauscht sie. Beim Januschel nebenan ist Viehabfütterung, und das lästern-gemeine Grunzen der Schweine bringt aufdringlich herüber. Da kullern zwei Tränen in die laure Milch, die eingedrückt Brust der Frau zieht ein erklickender Schmerz zusammen und klagend murmelt sie: „Mein Guschik, mein Guschik, mir is bange.“

schlichen Stimmungen ergibt, wie sie der Krieg gefiert. In den Augenblicken der Entspannung nach der Ueberdigung des Kampfes, nach nervenzerpeitender Verteidigung wird der Mensch, sofern es ihn überhaupt verlangt zu lesen, rein triebmäßig nichts suchen, als ein Sichlosmaachen von den zermalmenden Eindrücken des Augenblicks. Alles wird ihm recht sein, was eine geistige Ortsveränderung auf nicht unangenehme Weise bewirkt. Aber auf den Kampf folgen auch Arbeitstage, und es ist der edelste Trieb im Volke der Verbegierigen und Denksüchtigen, der dann unbegreiflich heischt: geistige Trennung vom Landstreichstum, gute Bücher, tiefe Bücher, viele Wissenschaft, Denkaufgaben geistiger Forchung.

Demnach muß hinausgeschickt werden: Leichter Unterhaltungsstoff, ohne zu engherzige Prüfung auf den literarischen Wert. Die gängigen deutschen Erzähler sind hier etwa die brauchbaren Richtlinien. Aber ferner: besseres deutsches Schrifttum, vom klassischen bis zum heutigen. Wissenschaft, welche nicht nur „volkstümliche“, sondern auch schwere, merkwürdige, aus allen Gebieten ohne Scheu und Scham, von der Liebe bis zum Staat, von der geschichtlichen Kritik bis zur Götterdämmerung der Naturwissenschaften im „Relativismus“. Dies alles jenseits jeder Partei und jeder „Ueberzeugung“. Aber: auch das Beste des Meinungs- und Ueberzeugungsschrifttums, des Werbeschrifttums für bestimmtes Volk in der Zeit. Auch hier wieder jenseits aller Gängelung, aller Zweckbindung. Was immer in Deutschland mit Geist und Mut verfochten wird, die Fechter draußen an den Fronten müssen mitfechten dürfen, soviel die Mutarbeit ihnen an Zeit dafür läßt. Und schließlich: Lustiges, des Lesens vergehende Weltüberlegenheit, Weltverpögelung und Weltverhöhnung, „Humor“ von allen Arten, von der bittersten und größten bis zur ahnungslosen, frisch gehenden, bis zu der sanften und halb schon weinenden. Der sogenannte Witz der Berliner 5-Uhr-Zingelangel für Damen und Herren „besserer Stände“ kann nicht benedelt, Bestiumt derer bleiben, die ihn lieben... Ueber der Auswahl muß das Bewußtsein lebendig bleiben, daß gerade die Feldgrauen draußen jetzt in der ungewöhnlichen Erregung des Dreijährkrieges geistigen Einfluß auch ungewöhnlich leicht erliegen; daß deshalb die Wirkung dieses oder jenes Buches sich nur schwer beurteilen läßt. (Gerade diese Wahrheit haben übrigens die Traktatensvereine zuerst und aufs gründlichste erkannt und sich nutzbar gemacht.)

Die Versorgung des Heeres mit Büchern ist ein gewaltig Ding. Noch jetzt sollte man den Versuch machen, den Gesamtansicht auf volkstümlicher Grundlage durch Einfügung geistig Begabter aus allen Schichten zu ergänzen. Der Anlauf, die Verteilung der Bücher in der Heimat und im Felde müssen aus den Händen nicht nachprüfbarer Gesellschaften, Vereinsvorsitzender und Feldgeistlicher öffentlich mehr sichtbaren Stellen übertragen werden. Denn an der Verwendung der Buchspende muß das ganze deutsche Volk tiefsten Anteil nehmen.

(Anmerkung der Redaktion: Wir können uns den kritischen Vorbehalten unseres Mitarbeiters nur in vollem Maße anschließen. Wie wir von zuständiger Seite erfahren, sind die sachverständigen Körperschaften der Arbeiterschaft bis jetzt bei den Bücherpenden völlig übergegangen worden. Das ist um so auffälliger und bedenklicher, als Millionen von Sozialdemokraten im Felde stehen und zu den Büchergaben weit mehr Vertrauen haben würden, wenn sie wüßten, daß auch ihre geistigen Vertreter in der Heimat an dem Werke, an der Auswahl der Schriften wie an ihrer Verteilung, miltätig waren. Und um so ungerechtfertigter ist die Beiseitlassung der sozialdemokratischen Mitarbeit, als es noch vor einigen Wochen im Reichstag von sozialdemokratischer Seite aus der Anstöß zu Maßnahmen für die Hebung des Feldbuchhandels gegeben worden ist.)

Hat die Kunst zu trösten?

Ueber diese Streitfrage wird augenblicklich in Frankreich ein Pruch geführt. Die Richtige Plauberts Klage gegen die Gesellschaft, der sie das Recht zur Verfilmung des Romans „Salambo“ eingeräumt hatte, weil der Schluß im Film willkürlich abgeändert wurde. Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit, daß die großen Schriftsteller eine ganz andere Auffassung von dem Zweck der Kunst haben als das Publikum, von dessen Wünschen sich der Filmregisseur leiten läßt. Plaubert läßt den Liebhaber der Katholiker Priesterin, den hübenhaften sympathischen General Matho, unter den kalt und gleichgültig blickenden Augen der vergötterten Angebeteten heimgehen. Das ging den Filmfabrikanten wider den Strich. Sie sorgten deshalb dafür, daß Salambo ihren General kriegte und die beiden glücklich und in Freuden mit den dazu gehörigen Kindern leben.

— Verfilmung eines Kunstwerks! schrien die Künstler. Plaubert wird sich im Grabe herumdrehen, daß sein Gedankengang derart ins Gegenteil verkehrt wird.

— Wir danken für einen so unheimlichen Gedankengang, lassen sich die Filmfabrikanten vernehmen. Das Publikum geht nicht ins Kino, um Alpträumen zu bekommen. Es will, daß er und sie sich kriegten.

— Die Kunst soll ein Abbild des Lebens geben. Sie muß nach Wahrheit streben.

— Für den Durchschnittmenschen soll die Kunst in erster Linie unterhalten und zerstreuen. Plauberts Salambo ist für glückliche Leute in schwelenden Polsterstühlen geschrieben, die ein bißchen aus ihrer behaglichen Ruhe aufgeschauelt sein wollen, um sie mit desto innigerem Behagen zu genießen. Der Kinobesucher schenkt sich im allgemeinen nicht nach Gled und Trübsal. Davon bietet ihm das tägliche Leben gerade genug. Aber der Regenbogen nach dem Gewitter, der tröstliche Ausgung, das ist, was er liebt.

Haben nun die Künstler Recht oder die Filmfabrikanten? ... Die, welche die künstlerische Wahrheit über alles stellen, oder die, welche Romeo und Julia glücklich zum Trauakt führen und Bretchen statt im Kerker als rechtschaffene Frau Doktor Faust enden lassen möchten? ...

Das Pariser „Journal“, das die Frage aufwirft, entscheidet sich zugunsten derer, die sich von dem toten Dichter nicht ins Borchorn jagen lassen. „Es gibt in unserm gemarterten Frankreich“, schreibt das Blatt, „auf lange Zeit hinaus so viel Tränen und Trauer, daß dies kramphafte Bedürfnis nach einem Trost, wie ihn die Kunst spenden kann, nur rührend erscheint. Schriftsteller und Dramatiker haben heute andere Aufgaben als die, das Leben schwarz in schwarz zu malen. Wir alle tragen irgendeine Wunde mit uns herum. Da hat auch die Kunst die Krankenstücker zu spielen.“

Von diesem sentimental verdrängten Geschäftspunkt aus läßt sich dann jede Verballhornung rechtfertigen.

Notizen.

— Die Ausstellung der freien Sezession, die zugleich eine Ehrung für Meister Liebermann (er wird im Juli 70 Jahre) bedeutet, wird Sonntag am Kurfürstendam eröffnet.

— Vorträge. Der Marinefilm „Graf Dohna und seine Röße“ wird in der Treptowerstraße täglich vorgeführt. Dienstag, 7 Uhr, spricht Dr. Archbold über „Rond und Mars“. — In der U r a n i a wird der Vortrag „Die Insel Rügen“ wiederholt.

— Das Weltwissen. In der „Nbn. Zeitung“ werden Verfassungen erörtert, für das langwierige und wenig besagende „Konversationslexikon“ ein gutes deutsches Wort zu sehen. Es wird u. a.: Weltwörterbuch, Wissensbuch, Weltwissen und Alleswissen vorgeschlagen. Erinnerung wird auch an den alten Scherz, daß Legikon ungeliebt geleitet das Wort „Notizen“ (von Notizen) ergibt. So würde denn Konversations-Lexikon mit Allerwelts-Notizen — Allerweltsnachschlagewerk zu verdeutschen sein.

